

Er nannte Stalin «Seelenverderber»

Der sowjetische Terror zeigt sich im Spiegel der Biografie des Dichters Ossip Mandelstam

ULRICH M. SCHMID

So muss man seine Memoiren beginnen können: «Nachdem er Alexei Tolstoi gehöhrt hatte, kehrte O. M. eilends nach Moskau zurück.» Medias in res springt Nadeschda Mandelstam (1899–1980) in das Leben ihres Dichtergatten Ossip Mandelstam (1891–1938). Auf 600 Seiten legt sie Zeugnis ab über eine gewalttätige Zeit, die vor der Wahrheit der Lyrik so sehr Angst hatte, dass sie ihre Dichter in den Tod schickte.

O. M. – so nennt die Autorin ihren Protagonisten konsequent – mochte sich nicht mit dem verlogenen Stalinismus abfinden. Er wählte sehenden Auges eine prekäre Existenz und verteidigte bis zu seinem tragischen Ende die Vision einer hellenisch-jüdisch-christlichen Kulturtradition, die «teleologische Wärme» ausstrahlt.

Absolute Entfremdung

Nadeschda Mandelstams berühmter Tatsachenbericht, der nun in einer schnörkellosen Neuübersetzung vorliegt, ist aber viel mehr als nur eine Biografie ihres berühmten Mannes. Die «Erinnerungen an das Jahrhundert der Wölfe» zeichnen ein eindringliches Bild der absoluten Entfremdung, der intellektuelle wie die Mandelstams in der stalinistischen Diktatur ausgesetzt waren.

Immerhin gab es einige Exponenten des Stalin-Regimes, die Ossip Mandelstams literarischen Rang erkannten. Nikolai Bucharin und Wjatscheslaw Molotow verschafften dem Dichter eine Rente für seine «Verdienste um die russische Literatur bei gleichzeitiger Nichteignung für die sowjetische Literatur». Umgekehrt blieben die sowjetischen Literaturgeneräle taub für Mandelstams feine lyrische Töne. Als Mandelstam beim Schriftstellerverband eine Eingabe für eine Hose und einen Pullover machte, erhielt er von Maxim Gorki einen abschlägigen Bescheid. Die Begründung lautete: «Braucht er nicht.»

Mandelstams mangelhaft ausgestattete Garderobe erwies sich allerdings bald als sein kleinstes Problem. Weniger aus offener Rebellion denn aus lyrischer Aufrichtigkeit hatte Mandelstam 1933 ein scharfes Epigramm auf den «Seelenverderber und Bauernschlächter» Stalin verfasst und im Freundeskreis vorgetragen. Kurz darauf wurde er verhaftet.

Stalin erkundigte sich in einem Telefonanruf bei Boris Pasternak nach dem dichterischen Rang Mandelstams. Die Anweisung von «ganz oben» lautete «isolieren, aber erhalten». Das Ehepaar Mandelstam wurde aus Moskau in die Pro-

vinz verbannt und fristete dort ein kärgliches Leben, das die Geheimpolizei wie «mit Röntgenstrahlen durchleuchtete».

Nadeschda Mandelstam berichtet von angeblich lyrikbegeisterten Bekannten, die sich als Spitzel entpuppten. Die Mandelstams lebten in ständiger Angst vor einer Verhaftung und einer Beschlagnahme des literarischen Œuvres. Aus diesem Grund lernte Nadeschda die Gedichte ihres Mannes auswendig und memorierte sie später während ihrer eintönigen Tätigkeit als Fabrikarbeiterin. In seiner Verzweiflung beging Ossip zwei Selbstmordversuche: Er schnitt sich die Venen auf und stürzte sich aus einem Fenster. 1938 wurde er ein zweites Mal verhaftet und in den Fernen Osten deportiert.

Tragische Episoden

In den Jahren nach dem Verschwinden ihres Mannes sammelte Nadeschda Mandelstam hartnäckig Informationen. Dabei stiess sie auf tragische Episoden aus der wahnwitzigen Epoche des Stalinismus, die sie mit beklemmender Nüch-

ternheit schildert: Die Frau des verbannten Dichters Usow pflegt ihr Gesicht, ihre Hände und ihren Zopf auch nach dem Tod ihres Mannes sorgfältig, damit er sie im Jenseits wiedererkennen kann. Zwei adrett gekleidete Töchter eines in Ungnade gefallenen Geheimpolizisten wehren sich auf der Auskunftsstelle für Deportierte vergeblich gegen ihre Einweisung in ein Kinderheim. Ein aus dem Gulag Zurückgekehrter trägt Frauenschuhe, die ihm gut passen, weil er sich selbst im Lager die abgefrorenen Zehen mit einer Axt abgehackt hat.

Nadeschda Mandelstams Nachforschungen zeitigen nach und nach Ergebnisse. Sie vergleicht unterschiedliche Erzählungen von Lagerinsassen, die Ossip Mandelstam noch getroffen haben. Allerdings sind die Angaben widersprüchlich und die Zeugen nach ihrem langjährigen Gulag-Martyrium unzuverlässig. Am Ende bleiben nur Mutmassungen. Nadeschda beschliesst



Dem Dichter Ossip Mandelstam bescheinigte man «Verdienste um die russische Literatur bei gleichzeitiger Nichteignung für die sowjetische Literatur».

AKG IMAGES

ihren Bericht mit dem schrecklichen Trost, dass Mandelstam früh gestorben sei und nicht langsam im Arbeitslager habe verenden müssen.

Zwei Wermutstropfen mischen sich in die Neuauflage von Nadeschda Mandelstams Memoiren. Zum einen hat sich die Herausgeberin Ursula Keller bei den Kommentaren auf die sowjetische Literaturzyklopädie gestützt und erwähnt die mittlerweile gut dokumentierte prekäre Rolle einzelner Literaturfunktionäre bei Ossip Mandelstams Untergang nur am Rande. Zum anderen musste jeder Band mit einem Aufkleber versehen werden, auf dem nachträglich die

Quellenangabe der auf Deutsch zitierten lyrischen Werke Mandelstams angegeben ist. Ursula Keller hat sowohl im Haupttext als auch im Anmerkungsenteil auf Ralph Dutlis bahnbrechende Übersetzung von Mandelstams Gesamtwerk zurückgegriffen, ohne dies kenntlich zu machen. Dies ist umso bedauerlicher, als die «Erinnerungen an das Jahrhundert der Wölfe» dazu einladen, auch das exquisite Werk von Ossip Mandelstam neu zu lesen.

Nadeschda Mandelstam: Erinnerungen an das Jahrhundert der Wölfe. Aus dem Russischen übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Ursula Keller. Die Andere Bibliothek, Berlin 2020. 782 S., Fr. 38.90.

Alle müssen raus!

Je langweiliger der Unort, desto lohnenswerter der Spaziergang dorthin

SABINE VON FISCHER

Von Lockdown kann nicht die Rede sein, die Bewegungsfreiheit wurde schliesslich kaum eingeschränkt. Schweizweit warten Spazierwege durch Stadt und Land und alles zwischendrin auf ihre Besucher. Es muss nicht das Matterhorn oder die Seepromenade sein. Auch der Asphalt kann interessant sein, auf Hauptstrassen genauso wie in Hinterhöfen und vor geschlossenen Einkaufspalästen.

«Alles muss raus!»-Schilder kleben seit den kürzlich verordneten Ladenschliessungen ohne Beleuchtung, aber knallrot in den Schaufenstern. Kein Ausverkauf, sondern prächtiges Winterwetter lockt die Menschen derzeit aus ihren Häusern – solche, die nicht mehr arbeiten dürfen und sich langweilen, und andere, die aus ihren mit Büroutensilien verstellten Wohnzimmern flüchten wollen.

Raus, sie alle! Aber gehen Sie dahin, wo sonst fast niemand ist. Solche Orte habe ich zuhauf gefunden. Grad um die Ecke gibt es Strassen, in die ich noch nie eingebogen war. Teils, weil sie

Sackgassen oder Einbahnstrassen sind, teils, weil sie mir zu befahren und zu unwirtlich erschienen. Und all die Fahrverbote, Laderampen, Hinterhofzufahrten und Abstellplätze: lauter Orte, die langweilig erscheinen könnten, solange man nicht hinschaut.

Musikalischer Motorenlärm

Vorbei an der rostigen «Kakteen»-Plastik vor der verschlossenen Sukkulentsammlung, dem Mythenquai entlang stadtauswärts, entlang der Bahngeleise und des Verkehrs. Nach all der Stille erscheint sogar dieser Motorenlärm musikalisch und diese Nicht-Orte (man kommt nicht darum herum, das von Marc Augé geprägte Unwort zu verwenden) atmosphärisch. Die Leere und Langeweile von Garageneinfahrten, die sich mit Lärmschutzwänden abwechseln, gehören längst zum Schweizer Landschaftsbild der Peripherie.

Die langweiligsten aller Vororte wurden während der Pandemie zum Zufluchtsort – aber nur für solche, die

ohnehin dort wohnen. Für alle anderen deshalb: Nichts wie raus und für einmal da stehenbleiben, wo man sonst nur vorbeigeht oder wegwirft oder gar nie ankommt. Flanierend und mit schweifendem Blick lässt sich verschneiten Parkplätzen und leeren Einkaufszeilen genauso viel abgewinnen wie einem Seeufer. Und wir merken, wie Augé recht hatte: Zu den Unorten lässt sich manches sagen und schreiben. Denn gerade da, in der Peripherie der Städte und auf dem Noch-nicht-ganz-Land, gibt es viele vergessene Ecken, die ebenso zur Schweiz gehören wie der Bundes- oder jeder Bahnhofplatz.

Blinder Fleck

Es ist eben nicht so, wie Rem Koolhaas seit einem Jahr in seiner New Yorker Ausstellung «Countryside, The Future» meint oder wie Jacques Herzog in seiner Studie «achtung: die Landschaft» behauptet: Das Land sei der blinde Fleck der Gesellschaft. Vielmehr sind es die Vorstädte, die im toten Winkel der Auf-

merksamkeit liegen. Das Zwischendrin eben. Vor einem Vierteljahrhundert hat Thomas Sieverts diese bewohnten Zonen zwischen Stadt und Land auch «Zwischenstadt» getauft. Deshalb: Los, alle raus, gehen Sie hin und schauen Sie sich dieses namenlose Dazwischen an, auch den Asphalt! In der Schweiz gibt es nämlich mehr Parkplätze als Menschen. Nur dass die Parkplätze gar nicht schweizweit erfasst sind, Menschen dagegen akribisch und gesamthaft gezählt werden.

Geniessen Sie ihre Freiheit, stunden- und tagelang spazieren zu dürfen, denn Ausgangssperren haben nur die anderen, das angrenzende Ausland beispielsweise. Hierzulande ist Bewegung erlaubt und für die Volksgesundheit sogar erwünscht. Falls sie wenig Zeit haben oder in Quarantäne weilen: Spazieren Sie zwanzig Schritte bis zum Fenster oder Balkon. Auch von dort aus werden Sie blinde Flecken finden. Mit der Freiheit ist es wie mit der Zeit: Man hat sie nicht einfach, man muss sie sich nehmen. Bleiben Sie neugierig. Es ist die beste Medizin gegen den Lockdown-Blues.

DIE TIPPS DER WOCHE

DA MÜSSEN SIE HIN

Kunst an der frischen Luft

svf. · Corona-konforme Kunst gibt es in der Stadelhofer Passage seit Jahrzehnten. Sieben Stelen zeigen dort durchs ganze Jahr Plakate an der frischen Luft: Vierzehn Weltformat-Werke haben also auf den Vorder- und Rückseiten Platz. «Weltformat» trifft nicht nur auf die Grösse zu, sondern auch auf die gezeigten Künstlerinnen und Künstler: Bis Ende April ist es die Arbeit «Fliegender Wechsel» des Schweizer Walter Pfeiffer, der die zeitgenössische Fotografie mit internationaler Strahlkraft geprägt hat. Zuvor gab es hier Werke von Shirana Shahbazi, Rico Scagliola und Michael Meier, Anton Bruhin, Olaf Breuning, Ingo Giezendanner und anderen. «Tableau Zürich» unter der Leitung von Marcus Kraft versteht sich als gemeinnütziger Ort für visuelle Kunst im öffentlichen Raum, unabhängig von Museumsschliessungen. Und wer sich im Hofraum hinter dem Bahnhof Stadelhofen aufhält, kann gleich einen Blick auf die Architektur des bald hundertjährigen Zürchers Ernst Gisel werfen.

Musik aus der ganzen Welt

ubs. · Filme über Musik aus der ganzen Welt – das verspricht das 10. Festival von Norient. Das internationale Forum mit Berner Domizil versteht sich als Schnittstelle zwischen Musikkulturen sowie zwischen Musik, Medien und Forschung. Das diesjährige Festival, das den Umständen entsprechend online stattfindet (www.nff-bern.ch), präsentiert rund dreissig Filme aus fast allen Kontinenten. Sie können vom 27. bis 31. Januar sowie vom 19. bis 21. Februar einerseits über Video-on-Demand angewählt werden. Sie werden aber auch in zehn Blöcken präsentiert, gebündelt zu Themen wie «Tradition, Religion und Protestation», «Sound Cities», «Sound, Noise and Place» und «Cinema for the Ears». Das Programm wird vertieft durch Online-Diskussionen.

Der Krise mit Komplexität begegnen

koe. · Mancher mag der pandemiebedingten Online-Events bereits überdrüssig sein. Doch der zwölfstündige Stream-Marathon der diesjährigen Engadin Art Talks (E.A.T.) verspricht eine besondere Form der digitalen Teilhabe (www.engadin-art-talks.ch/en/engadin-detail/longue-duree.html). Das Kuratorenteam – bestehend aus Hans Ulrich Obrist, Daniel Baumann, Bice Curiger, Philip Ursprung und Cristina Bechtler – lud Vertreter aus Kultur und Wissenschaft ein, über das Thema «Longue Durée» («lange Dauer») zu sinnieren. Neben Zoom-Gesprächen sollen auch aktivere Formen des Denkens praktiziert werden. So wurden einzelne Beiträge beim Spazieren in der Engadiner Landschaft aufgezeichnet. «Longue Durée», ein Begriff des französischen Historikers Fernand Braudel, dient als Leitfaden für die kürzeren Auftritte von über dreissig Referierenden. Interessierte können die Beiträge entweder am 30. Januar online verfolgen oder später ansehen. Im Juni und September sollen weitere Veranstaltungen live stattfinden. Der Event steht im Zeichen eines disziplinenübergreifenden Dialogs, den die E.A.T. seit ihren Anfängen praktizieren. Ein adäquates Narrativ für die Komplexität unserer Zeit bedarf heute sowohl der exakten Wissenschaften wie auch der kulturellen Sparten. Auf dass die lange Dauer kurzweilig sein möge!

NZZ LIVE

DISKUTIEREN SIE MIT.

Und keiner geht hin: Die Krise der Kunst in Zeiten von Corona. Corona hinterlässt viele Verlierer. Wo stehen wir? Wer hilft? Wer hat Anspruch auf Hilfe? Darüber diskutieren Experten am NZZ Podium unter der Gesprächsführung von Martin Meyer, Leiter NZZ Podium.

Dienstag, 9. März 2021, 18.30 Uhr, Online-Veranstaltung

Anmeldung unter nzz.ch/live